

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.



Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 4.

Donnerstag, am 20. Januar.

1853.

### Ein Apostat aus Ueberzeugung.

Historische Novelle aus der Neuzeit.

von

Adolph Stern.

(Fortsetzung.)

9.

Er kehren nach Wien zurück. Die Gräfin Plattner hatte Dskar Ewald an dem gestörten Salonabende aufgefordert, sie am andern Morgen wieder zu besuchen. Ehe Dskar dieser Aufforderung nachkam, begab er sich in die Privatwohnung seines Freundes Gustav Saßberg.

Der Verleger des „Volksboten“ saß bei seiner Kaffeemaschine höchst unmuthig und ärgerlich, er ließ seinen treuen Hund, der wie gewöhnlich durch Schmeicheleien ein Stück von seiner Morgenssemmel zu erhaschen strebte, und ließ auch seinen Unmuth nicht fahren, als Dskar freundlich guten Morgen bietend bei ihm eintrat. Er räumte ihm sofort einen Platz auf dem Sopha neben sich ein und erwartete schweigend das Weitere.

„Du warst wohl gestern Abend höchst indignirt über das Betragen Schneiders?“ begann Dskar.

„Ja, Du hast's getroffen, die Gemeinheit dieses Menschen hat mich dermaßen verstimmt, daß ich mir die gute Laune auf lange Zeit verdorben habe. Ich gebe dem edlen Herrn eine Gratification, damit er anständig erscheinen kann, er vertrinkt sie und kommt wie ein Gassenbube, ich beschwöre ihn unterwegs, daß er sich wenigstens nicht so ungenirt benehmen möchte, er sagt mir, daß er nobel sein wolle, faktisch nobel sogar, — bei Gott, er ist faktisch nobel gewesen. Ich hab' meine Freude daran gehabt!“

Dskar hatte sich wohl gehütet, den Erregten zu unterbrechen, er hatte seine Freude daran und fragte: „also bist Du entschlossen, Herrn Andreas Schneider zu entlassen?“

„Entlassen? Ich kann ja nicht! Wenn ich den Andreas entlasse, geht mein Blatt, das er so mühsam in die Höhe gebracht, augenblicklich wieder herunter. Der Volksbote bildet ja meine Existenz. Und wo sollte ich auch gleich einen andern geeigneten Redakteur her bekommen?“

Saßberg hatte diese Worte in ziemlicher Hast und Ertause gesprochen, er ließ es sich angelegen sein, während Dskar überlegend da saß, sein Frühstück zu beendigen und sich anzukleiden.

„Ich glaube,“ sagte der Künstler nach einer

Weile, „wir thuen am Besten mit der Gräfin Plattner zu sprechen. Die gesellige gemäßigt demokratische Partei sucht schon lange nach einem geeigneten Blatte, wie wär's, wenn Du Dich entschließt, das Deine zum Organe dieser Partei, welcher Du jedenfalls mehr angehörst, als der rothen Communistendemokratie, zu machen?“

„Wenn sich die Sache realisiren ließ, so könnte ich auf den Vorschlag eingehen. Wer wird die Redaktion übernehmen? Ich bin zu sehr Geschäftsmann.“

„Allenfalls könnte ich dies thun. Ich fange, wenn meine beiden Gemälde an den Baron Spiegel verkauft sind, nichts neues wieder an. Die Kunst liegt jetzt ohnehin wie ein Fisch auf dem Sande.“

„Alles schon dagewesen, es kommen auch wieder andre Zeiten,“ tröstete Gustav Saßberg, den Hut und Stock ergreifend und Dekar zum Gehen einladend.

„Ich denke, die Sache noch heute in's Werk zu setzen, es liegt viel daran, daß wir Andreas Schneider los werden,“ sagte Dekar im Gehen.

„Freilich, je schneller je besser, thue was sich thun läßt.“

„O! ich zweifle ganz und gar nicht daran, daß die Gräfin Plattner darauf eingehen wird. Sie darf nur wenige Geldmittel zur Verfügung stellen und Alles ist gethan. Aber Adieu!“

Der Künstler verabschiedete sich und schlug den Weg nach der Wohnung der Gräfin Plattner ein, unterwegs überlegend, wie es sich wohl am Besten einrichten lassen würde, um den Vorschlag, den er derselben thun wollte, nicht gar zu plump herauskommen zu lassen. Er war noch nicht recht darüber einig, als er schon im Zimmer der Gräfin stand, die ihn sehr freundlich empfing und seiner Angelegenheit mit der Frage entgegen kam: „das Betragen des Redakteurs vom österreichischen Volksboten war wirklich sehr auffallend.“

„Gemein! wollten Sie sagen“ verbesserte Dekar, erleichtert Athem holend. Das Gespräch schien ja gerade auf einen Punkt hinzusteuern, auf welchen er dasselbe erst mühsam hätte lenken müssen.

„Man muß aber wieder gerecht sein und überlegen, daß Herr Andreas Schneider sicher noch keine Gelegenheit gehabt hat, sich in einer nur halbwegs anständigen Gesellschaft zu bewegen.“

„Ihre Entschuldigungen werden an einen

Unwürdigen verschwendet, gnädigste Gräfin“ lächelte Dekar, die Geschichte von der vertrunkenen Gratification erzählend; nach deren Beendigung die Gräfin kopfschüttelnd sagte: „wenn Sie es nicht wären Dekar, der mir diese Geschichte mittheilt, ich würde sie für die Ausgeburt eines Romanistellerhirns halten. Ist eine derartige menschliche Verdorbenheit, denn das geht über die Grenzen des Leichtsinnes hinaus, möglich?“

„Leider wohl! mein Freund Gustav Saßberg ist in heller Verzweiflung, daß er ein derartiges Subjekt zum Redakteur behalten muß.“

„Muß? Wer zwingt ihn dazu.“

„Ohne eine sichere Unterstützung kann ein gemäßigt demokratisches Blatt in diesen Tagen gar nicht bestehen; Saßberg würde sehr gern die Tendenz seines Blattes ändern, läßt sich aber ein derartiger Wechsel nicht bewerkstelligen, so hat er auch keine Lust einen kostspieligen und gewagten Redaktionswechsel zu unternehmen.“

„Ich will das Blatt kaufen,“ sagte die Gräfin rasch entschlossen.

„Dies ist gar nicht nöthig, versetzte gelassen Dekar. Saßberg würde mir die Redaktion übertragen“ —

„Ihnen? Schreiben Sie auch als Journalist? Ich glaube einen gemüthlichen Künstler und Poeten à la Robert Reinik in Ihnen zu finden.“

„In unsern Tagen hat wohl schon jeder gebildete Mensch einen Journalartikel geschrieben. Journalismus ist gar nichts, besonders der politische Journalismus.“

„Sie scheinen mir allerdings etwas leicht über Ihre Redaktionsangelegenheit hinwegzugehen; ich bin entschlossen für das Blatt zu thun, was ich kann. Wollen Sie mir eine Conferenz mit Herrn Saßberg verschaffen?“

„Sehr gern“ sagte Dekar aufstehend und den Hut ergreifend.

Denselben Tag noch wurde nach einer Unterredung zwischen dem Buchhändler Saßberg und der Gräfin Plattner Herrn Andreas Schneider angekündigt, daß er binnen hier und vier Wochen die Redaktion des „österreichischen Volksboten“ niederzulegen habe.

„Wer wird ihn dann redigiren?“ fragte er gleichmüthig aus seinem Redaktionsbureau heraus.

„Dskar Ewald,“ versetzte Saffberg.

„Aha!“

## 10

Im „neuen Oestreich“ hielt am Abend des zwanzigsten August der demokratische Clubb der Josephstadt seine Sitzung. Ueber der Hauptstadt lastete eine bange Schwüle, die reaktionären Versuche der gestürzten Partei begannen immer offener an das Licht zu treten, und die Volkspartei fühlte sich bei ihrer innern Zerrissenheit, bei dem Hader zwischen und bei dem Makel, der größtentheils an ihren Führern heftete, der drohenden Gefahr gegenüber kaum gewachsen. Die Ereignisse in Ungarn vermehrten noch die gereizte Stimmung und sicher wäre es in diesen Tagen zu einem Ausbruch gekommen, hätten nicht die Häupter der demokratischen Partei in kluger Erwägung der Umstände den Sturm mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln beschworen. Nichtsdestoweniger wurde die Sprache in den Clubbs immer offener, die Haltung der radikalen Presse immer verbißner, und die Kluft, welche die revolutionäre von der gesetzlich demokratischen Partei trennte, immer schroffer. Unter solchen Verhältnissen berief der Clubb des entschiedenen Andreas Schneider eine Volksversammlung in den Garten des neuen Oestreich, der, sobald es zu dämmern begann, mit Menschen, größtentheils den niedern Ständen angehörend, überfüllt war. Unter den Leitern der Versammlung, die an einem Tische zunächst der Rednerbühne saßen, bemerkte man außer Andreas Schneider den Doctor Schütte, Ludwig Eckert, Dskar Ewald, einige Akademiker und Gustav Saffberg.

„Gangts no nit bald los?“ fragte ein hausbäckiger Hausherr mit der Thonpfeife im Munde seinen Nachbar.

Dieser, ein junger Mann mit sprossendem Bärtchen, furchtbar großen und breitkrämpigen Calabreser, sagte: „Sie scheinen ein wenig lange zu warten. Vermuthlich werden wir jetzt einen schönen Vortrag zu hören bekommen. Richtig, Herr Ewald nimmt den Präsidentenstuhl ein und Andreas Schneider steigt auf die Tribune!“

„Herr Ewald,“ knurrte der Hausherr, „der Maler ist es, der eine Zeit bei mir gewohnt hat.“

Er hob sich auf die Fußspitzen empor, blickte auf den Präsidententisch und sagte zu seinem Nachbar mit sichtlicher Befriedigung: „er ist's! Ich kann wohl sagen, daß mit der gute Mensch ein pünktlicher Niethmann war. Präsidirt's auch sakrisch nobel. Sehr etwas nobles liegt in seinem Sinn.“

Andreas Schneider, der indessen die Rednerbühne bestiegen, ließ die Blicke umher schweifen, gleichsam um Ruhe zu erbitten, dann begann er mit sonorer Stimme: „Bürger! Edles Volk von Wien! Niemals mehr als in diesen Tagen war die Freiheit, dieses edle Gut, das wir im Kampfe für Recht und Licht erworben. —“

„Bravo! Bravo!“ unterbrach man den Redner, der Dank winkend fortfuhr: „niemals, sage ich, ist diese mühsam errungene Freiheit so in Gefahr gewesen, an den Klippen einer schuftigen Reaktion, einer feilen Camarilla, einer erbärmlichen Bourgoisie zu scheitern, als in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke.“

Rauschender Applaus!

„Ich will nur die Gerüchte über den Einfall des Banus Jellachich, dieses frechen Rebellen, gegen die Souveränität unserer wackern Bundesgenossen, der Ungarn, berühren. Der Kaiser hat trotzdem, daß der Banus abgesetzt worden, noch keinen energischen Schritt gegen denselben gethan, die Ungarn werden, weil sie unvorbereitet, auf allen Seiten und Enden trotz ihrer heldenmüthigen Tapferkeit geschlagen, und nur wenige Meilen steht die Kroatenbande von Wien.“

Ein befürchtendes Murmeln lief durch die Versammlung, plötzlich erhob sich Dskar Ewald, klingelte und ließ den Ruf zur Ordnung ertönen.

„Es ist unterlagt, falsche Gerüchte zu verbreiten. Die Kroaten sind noch mehrere Meilen von Budapesth entfernt.“

Andreas Schneider, durch den Ordnungsruf ein wenig außer Faßung gebracht, stieß heraus: „so, das konnt' ich nicht wissen! Wie dem auch sei,“ tief er rasch, als er über seine letzte Aeußerung ein spöttisches Lächeln bemerkte, „wie dem auch sei, ich erkläre, daß das Vaterland in Gefahr und die Freiheit in Noth ist!“

Allgemeiner Beifall.

„Ich bin fest entschlossen, die verbrecherischen Umtriebe der reaktionären Wiener Bürger zu entthul-

len. Ich nenne dabei nicht allein die, welche offenkundig in der „Geißel“ und in Bäuerle's Coulisfensheldin ihre Absichten aussprechen. Ich will nicht von der Schönbrunner Camarilla sprechen, die den Kaiser zu jener Flucht verleitet und ihm das Vertrauen seines Volkes geraubt hat.“

„Zur Ordnung!“ rief Dskar.

„Ich will nur,“ fuhr Herr Andreas Schneider unerschütterlich fort, „einige von denjenigen nennen, welche vorgeben, für unsre Freiheit zu sein und im Geheimen gegen dieselbe conspiriren.“

„Conspiriren, ja das ist das rechte Wort“ brummte ein Arbeiter, dem man offenbar ansah, daß er das fragliche Wort nicht im mindesten verstanden habe.

„Ich nenne hier zuerst,“ redete Andreas Schneider, seine Stimme zur äußersten Kraftanstrengung zwingend, den bekannten Banquier Hammerschmidt, der, weil er Gelder zur Ausrüstung unsrer wackeren Akademiker hergegeben, für einen braven und rechtlichen Mann gilt. Ich erkläre ihn für einen reaktionären Schurken.“

„Zur Ordnung! Persönlichkeiten sind verboten!“ rief Dskar klingelnd, ohne von dem Erhigten beachtet zu werden.

„Ich erkläre ferner für einen Verräther an der Freiheit den Bürger und Maler Dskar Ewald, der eben dort präsidiert!“

Ein Schrei des Erstaunens wurde hörbar. Dskar Ewald blieb ruhig und kalt sitzen, klingelte, um den Tumult zu stillen und winkte Herrn Andreas, der mit triumphirender Miene auf der Rednerbühne herumtrampelte, ein heftiges „Fortgefahren!“ zu.

„Ich bezüchtige Bürger Ewald,“ sagte Schneider, der Athem geschöpft hatte, des Verraths, weil ich die schlagendsten Beweise dafür in den Händen habe!“

„So nenne sie, Elender!“ forderte Dskar entzündet.

„Bürger Ewald,“ begann Andreas feierlich langsam, „hat mit dem bekannten Baron Spiegel mehrere verrätherische Zusammenkünfte gehabt. Erinnere er sich gefälligst an die Spinnerin am Kreuz?“

„Was hat er gesagt? Baron Spiegel? Ist dies der Mädchenjäger? Derselbe! Spinnerin am

Kreuz! Ei seht doch! Ein schöner Demokrat! Zusammenkünfte, hm, hm!“ flüsterte die Volksmasse.

„Jämmerlicher Snyiker! Du bist ein Verräther an der Freiheit!“ donnerte Dskar, nunmehr aus der Fassung getracht! Ein Faustschlag stürzte ihn zu Boden, und die Volksmasse, welche die beiden Agitatoren umgab, begann ein wildes Getümmel.

## II.

### Die Octobertage.

Feuer! Feuer! Blut und Verwüstung!

Corte Real, die Belagerung von Diu.

#### 1.

Am Morgen des sechsten October 1848 herrschte in der österreichischen Residenz jene dumpfe Schwüle, die einer großen Volksbewegung oder überhaupt jedem bedeutenden Ereigniß vorauszuweichen pflegt. Der Stand der ungarischen Wirren wurde für die Volkspartei immer bedrohlicher, die Ermordung des Grafen Lamberg auf der Pesther Brücke, das Vorrücken des Banus gegen die ungarische Hauptstadt, die Reaktionsversuche in Wien, die unheilvolle Spaltung in den Reihen des Reichstages, wohin das bornirte Czechenthum einen Nationalitätshaf v. pflanzte, der gänzlich ungerathen war, und die Bemühungen der Wiener Agitatoren, dies Alles hatte sich vereint, eine Dampfmasse zu bilden, gegen deren furchtbare Explosion es nur ein Ventil: das Vertrauen gab. Und gerade dieses fehlte.

Noch am Sonntage vorher hatten in der Volksversammlung des Odeon Becher und Ludwig Eckart versöhnend gesprochen. Die am Abend des fünften Octobers abgehaltene Volksversammlung zeigte weniger versöhnliche Sprache. Entflammende Reden wurden gehalten, und der Beschluß, es koste, was da wolle, die Soldaten, welche nach Ungarn beordert waren, anzuhalten, einstimmig angenommen. So trennte man sich, um in der Frühe zu Tausenden nach dem Nordbahnhofe zu ziehen.

Während die Menschenmasse durch die Straßen tobte, und die Inhaber der Gewölbe dieselben kaum scheu zu öffnen wagten, saß der uns bekannte Buchhändler Saßberg in einer kleinen Wirthsstube beim

Frühstücke. Er schien offenbar jemand zu erwarten, denn so oft die Thüre ging, blickte er hastig hin, um getäuscht seine Augen dem Fenster wieder zuzuwenden. Endlich trat mit leisen Schritten ein kleiner Mann mit ausdrucksvollen Zügen, durchaus schwarz gekleidet, in die Wirthsstube und sagte: „Ihr Diener, Herr Saßberg!“

„Alle Wetter, Herr Messenhauser, Sie bleiben lange. Ich warte schon eine halbe Stunde hier. Das Geschäft muß bald zum Abschluß kommen.“

„Dürfte wohl zu spät sein,“ antwortete Messenhauser bedauernd, „da draußen an der Bahn ist eben ein Kampf losgebrochen, der das Signal zu einer großen Revolution sein kann. Da muß die Blätter-schreiberei aufhören — oder ich wenigstens werde keine Zeit haben, Blätter zu schreiben.“

„Halten Sie die Sache da draußen wirklich für gefährlich?“ fragte der junge Buchhändler.

Eben hörte man aus der Ferne das Prasseln eines unregelmäßigen Kleingewehrfeuers.

„Hörchen Sie! Dies scheint mir mehr als eine bloße Schießübung zu sein. Zugestanden, daß wirklich ein Aufstand ausbricht, so will ich eine andere Rolle in demselben spielen, als mit einem elenden Gänsekiel einen Vermittler oder gar einen Tortäus, den Niemand hört, zu machen!“

Messenhauser sprach mit ungemeiner Heftigkeit und schlug mit dem Messer ungestüm auf den Tisch, so daß der Kellner erschrocken herzuwies und nach dem Begehrt des Herrn fragte.

„Ein Seidel Ungarischen!“ bestellte Messenhauser über das Mißverständnis lächelnd, und legte das Messer aus der Hand. Gustav Saßberg begann zögernd von neuem: „wollen Sie wirklich nicht die Redaktion meines Volksboten übernehmen? Ich weiß gar nicht, was ich dann thun soll.“

„So lassen Sie ihn in Ewalds Händen. Wenn Sie keinen pecuniären Nachtheil dadurch erleiden, was wollen Sie denn? So viel ich weiß, hat ja ein Actienverein unter Leitung der Gräfin Plattner alles Risiko auf sich genommen.“

„Ja doch,“ versetzte Saßberg ärgerlich, „ich bin aber ein guter Demokrat und habe deshalb dem Ewald gegenüber die schiefste Stellung.“

„Nun, der Ewald läßt ja als Demokrat nichts

zu wünschen. Er ist einer der wenigen Künstler, die sich durch ihre Ueberzeugung leiten lassen.“

„Dskar Ewald würde als Parteimitglied ein anderer sein, hätte er nicht diese unglückliche Neigung zu der Gräfin Therese von Warboda gefaßt, die, soviel ich weiß, auch erwidert wird. Ich fürchte, — ich fürchte, sie wird ihn noch zum Abtrünnigen machen.“

„Wenn,“ polterte Messenhauser, „die demokratische Partei sich so unsinnig, so gemein wie bisher benimmt, ja! Und er thut recht daran.“

Gustav Saßberg beendigte schweigend sein Frühstück, trank den Rest des Weines und fragte aufstehend: „so ist unsre Zusammenkunft beendet?“

„Allerdings!“ antwortete Messenhauser ruhig weiter kauend. „Ich will mal nach dem Bahnhof, es scheint dort draußen ernst herzugehen. Da kommt Jemand!“

Ein junger Mann in der Uniform der akademischen Legion stürmte ins Zimmer und forderte ein Glas Wein. Mit Erstaunen erkannten Messenhauser und Saßberg Dskar Ewald.

„Du hier? in der Kleidung?“ stammelte Saßberg.

„Ja, ich bin mir selbst wiedergegeben. Ich bin der Alte und nichts soll mich mehr abhalten, der Freiheit des Volkes meinen Arm zu weihen. Für die Liebe ist auch nach dem Kampfe Zeit.“

„Das Gegentheil wirst Du zeitig genug erfahren.“ murmelte Saßberg, während Messenhauser den Künstler über den Stand der Angelegenheit befragte.

„Das Grenadierbataillon Habrowsky sollte bekanntlich heute früh sechs Uhr mit der Eisenbahn nach Ungarn abgehen. Schon gestern murrten die Soldaten darüber, wir haben weder Wein noch Geld, noch Schmeichelei gespart, um eine so günstige Stimmung aufrecht zu erhalten. Heute früh fanden sich einzelne Akademiker, worunter ich, mehrere Haufen Arbeiter und Wiedener Nationalgarde bei der Ladorbrücke zusammen. Das Bataillon hatte schon in der Caserne Widerseßlichkeit gezeigt, und war deshalb unter der Escorte von Dragonern marschirt. Bei der Ladorbrücke singen die Soldaten an sich entschieden zu weigern, die braven Arbeiter rissen die Schienen heraus und singen an Barricaden zu bauen. Der Tumult wurde von Minute zu Minute größer, in ihrer Verzweiflung zogen die

Führer des Militärs das Regiment Nassau heran, um die Grenadiere zum Abmarsch zu zwingen. Das Regiment erschien mit vier Kanonen, binnen kurzem wurde Feuer gegeben. Dies bildete das Signal zum Kampfe. Wir griffen, da die Grenadiere des deutschen Batallions größtentheils zu uns übertraten, das Regiment Nassau an, erstürmten die Kanonen, die, sobald sie gegen das Militair abgefeuert waren, ins Wasser geworfen wurden, und brachten das Regiment zum Weichen, nachdem unter andern General Bredé und Obrist Hablonovsky gefallen waren. Jetzt dringt das siegreiche Volk in die Stadt, die Nationalgarde wird zusammengerufen. —

„Das war abermals Gewehrfeuer vom Stock am Eisen her“ — unterbrach hochend Saßberg.

„Komm mit!“ rief Dskar den Säbel wieder umschnallend.

Saßberg und Messenhauser, obwohl beide unbewaffnet, waren bereit zu folgen, sie standen rasch auf, verließen die Wirthschaft und wandten sich, Dskar immer voran, dem Stadttheil zu, aus welchem der Kampflärm ertönte.

„Nun wahrhaftig, es muß geradezu auf dem Stephansplaz gekämpft werden,“ bemerkte Messenhauser.

Eben eilte ein Arbeiter vorüber, Dskar hielt ihn an: „auf ein Wort, Bürger! Was geschieht beim Stephansdom.“

„Die Wiedener Nationalgarde, als sie beim Stock am Eisen vorüberging, ist von den schwarzgelben Nationalgarden des Kärnthner Viertels m.uchelmörderisch angegriffen worden. Die Wiedener haben den Angriff erwidert, und die Schwarzgelben haben sich in die Häuser, um den Dom und in die Kirche selbst geworfen. Dort wird gekämpft!“

„Gut, gehen Sie Bürger und holen Sie ihre Waffen, damit die Sache zur Entscheidung gebracht werde. Kommt, Freunde!“ sagte Ewald heftig, und stürmte nach der Stephanskirche.

Das Feuern war inzwischen schwächer geworden, die Wiedener Nationalgarden hatten die Häuser, welche von denen des Kärnthner Viertels besetzt gehalten wurden, allmählich erstürmt und richteten ihre Hauptangriffe gegen das alte Gotteshaus, aus dessen Fenstern die schwarzgelben Nationalgarden mit dem Muthé der Verzweiflung ein wohlgeleitetes

Büchsenfeuer unterhielten. Die Pforten wurden gesprengt, und die Schaaren der Bewaffneten stürmten hinein in die heiligen Räume, wo sie denn mit Flintenkugeln hinter den Pfeilern hervor und von den Emporkirchen herunter begrüßt wurden. Man besetzte die Stufen der Altäre und statt der feierlichen Töne der Messe hallte Schlachtlärm durch die Räume der Kirche.

Als Dskar mit Gustav Saßberg und Messenhauser am Mittelpunkt aller dieser Gräuel anlangte, war der Kampf eben beendet, und die siegestrunkenen Schaaren des Volkes ergossen sich in alle Theile der Stadt.

Dskar, Saßberg und Messenhauser eilten mit einer Schaar der Akademiker, deren Corps sich indes in der Aula zusammengefunden hatten, nach einer der in aller Schnelligkeit errichteten Barrikaden. Vom Stephansthurm wurde Sturm geläutet. Das Militair begann ernstliche Maaßregeln zu ergreifen, am Graben feuerten die Pioniere mit Kartätschen, hier aber, wie auf dem Hof- und Minoritenplaz, wo sich förmliche Gefechte entspannen, blieben die Schaaren des Volkes siegreich, das Militair zog sich zurück.

Mehrere Stunden schon währte der Kampf, allmählich begannen sich die Volksmassen zu vereinigen, um einen gemeinschaftlichen Angriff auf das Kriegsgebäude, das auch den verhaßten Kriegsminister Latour barg, zu richten.

„Die Stimmung gegen Latour ist sehr böse,“ bemerkte achselzuckend Messenhauser.

„Sie meinen doch nicht, daß es zu einem Excesse kommen werde?“ fragte Dskar besorgt.

„Geviertheit sollte er werden; hängen muß er mindestens!“ behauptete ein vorübergehender Arbeiter.

„Du hörst hier gleich eine genügende Antwort,“ sagte Saßberg. „Ich will ein Schwarzgelber sein, wenn dies nicht dem Kriegsmister galt.“

„Ich glaube,“ begütigte Messenhauser, „es werden hoffentlich genug vernünftige Menschen zum Schutze des Kriegsministers da sein. Sehen sie doch, es wird gar nicht gefeuert“ —

„Der Befehl zur Einstellung aller Feindseligkeiten ist eben gegeben worden!“ rief eine für Dskar bekannte Stimme, als das Volk die Eingänge zu erbrechen begann. Niemand hörte in dem Lu-

multe den Ruf, die wenigen Nahestehenden erwiderten ihn mit höhnischem Gelächter.

„Dort kommen Smolka, Borrosch, Sierkowski, die Deputirten, wahrscheinlich um den Verbrecher der gerechten Rache zu entziehen. So gehts immer,“ schrie der vorübereilende Herr Andreas Schneider.

Die drei genannten Deputirten arbeiteten sich wirklich durch die Menschenmassen, welche in dem Hofe des Kriegsgebäudes herumtobten hindurch, und suchten mit dem Versprechen, daß Latour vor die Schranken des Reichstages gestellt werden sollte, die Menge zu beruhigen. Sie eilten die Stiegen hinan, suchten und fanden endlich den zitternden Kriegsminister und veranlaßten ihn, seine Abdankung vor dem Volke zu erklären.

„Was, Abdankung? Was hilft uns das? Nieder mit Latour!“ war die einzige Antwort.

Die Deputirten fingen an, am glücklichen Ausgange der Sache zu verzweifeln, sie gewannen endlich einige Nationalgarden, welche ihr Ehrenwort sahen, den Minister nach dem Reichstage zu geleiten. Als er mit den Deputirten und der Begleitung die Treppe herabkam, brachen einige erbitterte Volkshaufen auf das Häufchen ein, rissen Nationalgarden und Deputirte von Latours Seite, ein Wüthender führte einen Schlag nach dem greisen Haupte des Kriegsministers, er stürzte zusammen, wurde hinab geschleift und noch halb lebend am Candelaber der vor dem Kriegsgebäude stand, aufgehängt. Bald hatten ihm die erregten Volksmassen auch die Kleider vom Leibe gerissen.

Messenhauser und Gustav Saßberg hatten zu denjenigen gehört, welche erhaben dem entfesselten Strome der Volkswuth den Damm der Besonnenheit entgegensetzten, die abmahnenden Stimmen gingen im Gewühle unter und selbst der greise Borrosch bot sich vergeblich als Sühnopfer für den schuldigen Kriegsminister an. Vicepräsident Smolka der Einhalt zu thun versuchte, wurde mit einem auf seine Brust gerichteten Degen zum Schweigen gebracht.

Dskar Ewald hatte wenig von der Gräuelszene gesehen. Seine Augen waren Andreas Schneider gefolgt, der mit einigen betrunkenen Proletariern einen Angriff auf die Wache machte. Die verschüchternen Soldaten wichen dem Drängen, ihr

Befehlshaber, der kein anderer als der Hauptmann von Warboda war, entwich.

Der rachsüchtige Andreas Schneider folgte dem Flüchtigen ohne zu bemerken, daß Dskar jede seiner Bewegungen aus einem geeigneten Hinterhalte beobachtete. „Steh, Schurke,“ brüllte Andreas Schneider „ich will Dir den Lohn dafür geben, daß Du meine Tochter geschändet!“

Der Hauptmann von Warboda stand auch wirklich still oder brach vielmehr zusammen. Er war zu erschöpft durch die wechselvollen Ereignisse des Tages; beim Anblicke des wüthenden Andreas wollte er noch einen Versuch machen zu entfliehen, seine Kraft reichte nicht aus und er wäre augenblicklich verloren gewesen, hätte nicht eine starke Hand den Händen Schneiders das Mordwerkzeug entzissen. Rasend drehte sich dieser herum, vor ihm stand Dskar Ewald, seit jenem Abende im „neuen Oesterreich“ sein unversöhnlichster Feind.

„Wer giebt Ihnen das Recht, einen Verräther der Volkstrache zu entziehen?“

„Ich verhinderte nur einen Mord!“ gab Dskar zurück und reichte dem noch immer todbleichen Hauptmann seinen Arm zur Stütze.

„Ich bin der Vertreter des edlen, großen Volkes!“

„Wirklich? Ich müßte es bedauern, sind Sie ein wirklicher Volksvertreter, so ist das Volk weder edel, noch groß, noch göttlich, sondern gemein, schmutzig, niederträchtig!“ sagte Dskar kühl.

„Ich weiß,“ schrie Andreas Schneider wieder die letzte Aeußerung Dskars geflissentlich überhörend, „daß Sie schon lange ein Verräther des Volkes sind. He da Ihr Männer, haut die beiden Schurken nieder!“

Diese Aufforderung wurde an einige bewaffnete Arbeiter gerichtet, die neugierig der Scene zuschauten. Eine Viertelstunde früher würde diese Aufforderung Dskar und seinen Schützling in Verlegenheit gebracht haben, die geschehene Mordthat an dem greisen Kriegsminister hatte die entflammten Gemüther abgekühlt und einer von denen, zu welchen Andreas gesprochen, gab ernst zur Antwort: „Dort am Candelaber hängt eine Leiche. Es ist die eines Verräthers, und doch eine ewige Schande für das Volk. Die Herren mögen gehen


und mit Gott und ihrer Ehre abmachen, ob sie Volksfeinde sind oder nicht."

Dskar drückte dem wackern Sprecher die Hand und entfernte sich mit dem Hauptmann von Warboda. Als er ihn einige Minuten geleitet, ergriff dieser plötzlich seine Hand und sagte gerührt: „Sie retteten mir das Leben. Ich will Ihnen dankbar sein. Lieben Sie meine Schwester noch ernstlich?“

Dskar blieb stumm, doch gaben seine Mienen eine so genügende Antwort, daß Hauptmann von Warboda fortfuhr: „ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, Sie sollen der Gemahl meiner Schwester werden!“

(Fortsetzung folgt.)

### Ein berühmter Bruder. Silhouette.

 Es giebt für ein einfaches Menschenkind kein größeres Unglück, als der Sohn, der Bruder, der Vetter eines berühmten Mannes zu sein. Geseht, Du hast einen Bruder, der berühmt ist durch seine Tugenden, seine Talente, oder ohne daß man eigentlich wüßte, warum. Dieser Bruder heißt Franz Bauer. Du heißt Moriz oder Hermann Bauer.

Du machst Deinen Besuch in irgend einem Hause.

Man meldet Herrn Bauer. Bei diesem Namen: Bauer! erhebt sich der ganze Saal; die anfängene Quadrille hält an, eine schöne Tänzerin verfehlt ihre Tour — man murmelt: Bauer! — Ah! Bauer kommt hieher!

Die Damen werfen einen Seitenblick in den Spiegel.

Aber ein Herr sagt: Das ist nicht Bauer. Mit dem bin ich genau bekannt. Ich habe noch vorgestern mit ihm gespeist.

Aber man hat doch Herrn Bauer angemeldet. Ja, aber es ist nur sein Bruder.

Ah! sein Bruder!

Es ist nichts, es ist sein Bruder!

Und alle Welt ist gegen Dich eingenommen,

als ob Du sie gefoppt hättest; wenn es ginge, man würde Dich gern auspfeifen. Ich erinnere mich eines Vorfalls in dem Theater eines kleinen Städtchens. Die Schauspielertruppe hatte für die Abendvorstellung: die weiße Dame, Oper in 3 Acten; Musik von Boieldieu, angekündigt.

Man drängt sich massenweise in's Theater. Der Vorhang geht auf. Ein Schauspieler tritt auf und sagt: „lasset die Hörner erschallen. Die Bergbewohner sind vereint, festlich mit der Taufe ein Kind zu weihen.“ Bald darauf sagt eine andere Person: „bei meiner Seele, es ist ein sehr schöner Stand, das Militär.“ Was Tausend! sagt ein Zuschauer, der das Stück in Berlin gesehen hatte, das war ja in Versen: „ah welche Lust, ah welche Lust Soldat zu sein!“ Diese Bemerkung geht von Munde zu Munde, man pfeift, man schreit, man pocht; der Regisseur wird gerufen. Der Regisseur erscheint, macht die Verbeugungen und sagt: was befehlen die Herren? — Musik! Musik!

Um Vergebung, meine Herren, Sie haben den Zettel nicht gelesen; hier steht, freilich in etwas feinen Buchstaben: ein lebendiger und geistvoller Dialog wird die Musik ersetzen, welche die Handlung eigentlich stört!!! —

Grade so ergeht es dem Bruder des berühmten Mannes. Das Publikum des Salons, in den Du eintratest, hat sich betrogen; es glaubte eine Person vor sich zu haben, und hatte nichts als ihren Namen, nichts als — Dich.

Du bist im Anfang etwas verblüfft, aber Du weißt Dich zu fassen. Du forderst eine Dame auf, Du tanzest nach besten Kräften. Plötzlich fragt sie doch: Ihr Herr Bruder tanzt wohl nicht? Nein, meine Gnädige.

Das wußte ich wohl: ausgezeichnete Männer mögen nicht tanzen. —

Du bist pikirt, und das giebt Dir Leben, Du bist gescheidter als gewöhnlich, die Einfälle sprudeln aus Deinem Munde. Du bist mit Dir selber zufrieden und denkst: man wird doch sehen, daß auch Hermann nicht ganz auf den Kopf gefallen ist.

Da sagt die Dame vom Hause zu Dir: Ihr Herr Bruder ist sehr geistreich. Er hat nicht kommen können?

Nein, gnädige Frau.



Ich verstehe, seine Augenblicke sind kostbar, er hat sie nicht in unserer langweiligen Gesellschaft verschwenden wollen.

So, so — denkst Du — meine Augenblicke sind also nicht kostbar? Was meinen Bruder langweilt, ist für mich zu gut.

Du nimmst eine Droschke, der Kutscher fordert zu viel; Du streitest Dich, er schlägt noch höher auf, Du merkst Dir seine Nummer und citirst ihn vor einen Commissär. — Wie heißen Sie Kläger? fragt Dich dieser.

Bauer.

Ah, der große Bauer! wollen Sie nicht die Güte haben — er bringt einen Stuhl.

Ich bin nur sein Bruder.

So, so. — Er nimmt den Stuhl wieder weg. Der Kutscher fordert zwei Thaler.

Zwei Thaler wegen wäre ich nicht hergekommen, aber man muß diese Leute doch strafen, die einen betrügen wollen.

Ah mein Herr, sagt der Polizeicommissär, um zwei Thaler willen werden Sie den schönen Namen, den Sie führen, nicht compromittiren wollen; geben Sie die zwei Thaler, und lassen Sie uns nicht weiter davon reden.

Eines Morgens erzeigt Dein Bruder Dir die Ehre, Dich zu besuchen. Ah, da bist Du.

Ja, Herr Bruder.

Herr Bruder, was soll das heißen?

Du machst mir Schande.

Ich?!

Ja, Du hast neulich eine Tänzerin in's Theater begleitet.

Freilich, es ist meine Geliebte.

Man hat Dich gesehen.

Ich habe mich auch nicht versteckt, sie ist reizend.

Man hat Deinen Namen genannt, meinen Namen!

Oh!

Glaubst Du, daß mir das angenehm sein kann?

Aber mir ist es angenehm!

Keine schlechten Witze; bitte ich! Wenn man einen ehrenwerthen Namen führt, muß man ihm

Ehre machen. Man darf Dich nicht wieder mit dieser Person sehn.

Was fällt Dir ein?

Sonst muß ich ergebenst bitten, mich mit Deinen weitem Besuchen zu verschonen!! —

Ein andermal kommt er wieder.

Ich höre von Dir schöne Dinge. Du willst einen Verkaufsladen anlegen?

Nun ja, was soll ich anders thun? Die Familie hat all' ihr Geld auf Deine Ausbildung verwendet, an mich hat Keiner gedacht, ich muß mir mein Brot selber verdienen.

Pfui!

Willst Du mir etwa Geld geben? dann lasse ich den Pfeffer und die Cigaretten ruhn!

Ich habe kein Geld.

Dann laß mich es verdienen, oder sei mir vielmehr dazu behilflich; wenn Du mich Herren so und so empfiehlst, kannst Du mein Glück machen.

Warum nicht gar! ich werde mich hüten einzugestehen, daß ich einen Bruder habe, der mit Cigaretten handelt! —

Dieser Name! dieser verwünschte Name! er ist für Dich das Gewand des Nessus! oder er ist wie ein Rock, den ein Freund Dir geliehen hat. Der Freund ist hinter Dir und sagt in jedem Augenblicke: — Nimm Dich in Acht! Du wirfst Punsch auf mein Kleid gießen. — Hebe doch nicht so den Arm auf! die Nähte werden reißen. — Knöpfe doch nicht zu! der Rock wird plagen. — Schlage doch nicht die Arme übereinander, wie Napoleon! Du wirfst einen Knopf abreißen. — Nimm doch eine Droschke, es regnet ja, Du wirfst meinen Frack verderben. — Du kannst Dir nicht anders helfen, als daß Du Dir den Rock ausziehst, und sagst: geh' in Gottes Namen! — So wirfst Du auch eines schönen Morgens zu Deinem berühmten Bruder sagen: o mein berühmter Bruder, Du lang reißt mich höchlich mit Deinem Namen, Du sollst in Zukunft der einzige Bauer sein, Du sollst allein den Namen führen, der für mich zu vornehm und zu beschwerlich geworden ist. Ich will nicht mehr Bauer heißen, ich will mich Bau'r nennen, dieser Apostroph giebt mir meine Freiheit und mein Glück wieder, und zwei verschiedene Stämme sproßen aus unsern Lenden auf, die

Bauer, deren Ahnherr Du sein wirst, und die Bau'r, die ihren Stammbaum mit mir anfangen. Wenn nach 5000 Jahren unsre Stämme einander befehlen, ohne ihrer Vetterschaft zu gedenken, wenn

sie sich einander stessen, und noch dazu mit verschiedenen Saucen, so werfe ich den Fluch der kommenden Geschlechter auf Dein Haupt.

Nach Alph. Karr.

### Die Wallfahrer.

Des Abends stille Feier  
Umfriedet Flur und Land,  
Es steht ein Haus am Weiher  
Dort an des Ufers Rand.

Ein Tempel ist mir jenes  
Gebäude, laubumhüllt,  
Denn drinnen lebt ein schönes  
Lieblich Madonnenbild.

Und sehnsuchtsvoll wallfahrten  
Die Liebeswünsche hin,  
Sie kommen, vor dem zarten  
Madonnenbild zu knie'n.

Die Wallfahrer voll Wonne,  
Sie beten zu ihm still —  
O, daß doch die Madonne  
Sie auch erhören will!

Gustav Bernhardt.

### Bücherchau.

Julie Burow (Frau Pfauenschmidt) Aus dem Leben eines Glücklichen. 3 Bände. Königsberg, Verlag und Druck von Ad. Samter. 1852.

Die talentvolle Verfasserin zeigt uns in vorliegendem Roman die äußerst spannenden Erlebnisse eines kleinen Familien- und Freundeskreises in einer ostpreussischen Provinzialstadt. So eng der Rahmen auch ist, in den die Verfasserin ihr feuerreiches Gemälde gefaßt hat, so hindert dies doch eine naturgemäße Entwicklung der Handlung nicht, eben so wenig kann man sagen, daß auffallende Unwahrscheinlichkeiten verkämen oder daß sich die Personen auf dem kleinen Raum allzusehr drängten.

Die Form des gegenwärtigen Romans ist die der Autobiographie. Ein körperlich von der Natur vernachlässigter junger Mann, Paul Flemming, der aber mit großer Geistesstärke und dem gediegensten Wissen eine engerne Seele, ein großes und edles Herz in seiner unscheinbaren sterblichen Hülle birgt, beschreibt die Schicksale seiner Familie und seiner Freunde in klarer und einfacher Weise. Obgleich fast alle Thatfachen nur seine Umgebung betreffen, obgleich scheinbar fast stets nur von dieser gehandelt wird, so betrachtet doch der Leser immer den Erzähler als den wahren Mittelpunkt des Ganzen und fühlt stets das warmste Interesse für ihn. Paul Flemming nennt sich selbst einen „Glücklichen“ und in der That ist er auch ein solcher, trotz seiner äußern Mißgestalt, die ihn verhindert an den Freuden und Zerstreuungen der Jugend Theil zu nehmen. Sein Glück besteht in der innern Reinheit und Zufriedenheit, in der

Liebe zu seiner Mutter, in der Achtung und Liebe, die ihm seine Freunde und seine Mitbürger zollen und in dem Bewußtsein, für diese ein treuer Rathgeber und stets bereitwilliger Helfer sein zu können. Mit wirklicher Gefühlswärme hat die Verfasserin das schöne Verhältniß zwischen Paul Flemming und seiner Mutter geschildert. Es ist dieses in seiner Einfachheit ergreifend und gehört jedenfalls zu den gelungensten Partien des Romans. Die Charaktere sind im Ganzen selbsterichtig durchgeführt, besonders die weiblichen, wenn wir auch nicht ganz mit den Theorien über die zukünftige Stellung des Weibes in der Gesellschaft übereinstimmen können, wie sie die Verfasserin durch die Charlotte ausspricht. Sie widerlegt diese Ansichten selbst durch einzelne Frauencharaktere in ihrem Roman, wie die Mutter P. Flemmings und die Schwestern Wald; es sind diese nichts weniger als bloße gute Hausfrauen, ihr Blick reicht über die Küche und Kinderstube hinaus, sie sind jedoch nicht „emancipirt,“ und eben deswegen liebenswürdig. Wenn nur die Frauen wüßten, oder wissen wollten, wie widerwärtig jedem wahrhaft gebildeten und klaren Manne jene Frauen sind, welche aus den ihnen von der Natur und der in dieser begründeten Sitte gezogenen Grenzen treten und sich in ihrer Würde beeinträchtigt glauben, wenn sie nicht ebenfalls in das öffentliche Leben thätig und persönlich eingreifen dürfen. Solche „emancipirte“ Frauen machen auf den unverschönten Mann denselben Eindruck des Lächerlichen, den eine soldatenspielende Bürgerwehr oder Schützengilde auf den Militär oder der klickende, klimpernde

oder Komödie spielende Dilettant auf den Künstler macht. Es sei fern, das Ideal der Weiblichkeit in jenen den alten Hennen vergleichbaren Koch- und Waschweibern oder in den Gänschen am Puztisch zu suchen. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß die Frauen das bessere Theil ergriffen haben, welche ihren Pflichten als Gattin und Mutter nachzukommen wissen und zugleich auch für Höheres Sinn und Verständniß haben.\*)

Die richtige Schilderung und Entwicklung der männlichen Charaktere, eine Klippe, an der die meisten Romane aus Damensfedern scheitern, ist hier im allgemeinen gelungen, wenn auch oft die eigenthümliche männliche Entschiedenheit und Schärfe fehlt, mit der die Männer doch in der Regel handeln. Nicht ganz klar ist es, warum der schwarze Italiener seine wohlbegründeten Rechte erst dann geltend macht, als bis er wegen Raubmord festgenommen ist. Unwahrscheinlich ist es ferner, wie ein so hartgesottener, durch alle Schulen des Verbrechens gegangener Sünder über Nacht zu einem bußfertigen Tobias werden kann. Die allerdings gewinnende Persönlichkeit Pauls konnte nach einem einzigen Gespräch unmöglich schon einen so ungeheuren Umschwung hervorbringen.

Abgesehen von diesen nicht ganz wesentlichen Einzelheiten ist vorliegender Roman zu dem Besten zu rechnen, was die Frauenliteratur darbietet und jeder wird ihn bis zum Ende mit gleicher Spannung und ungetrübter Theilnahme verfolgen

**August Stöber** Die Sagen des Elsasses, zum ersten Male getreu nach den Volksüberlieferungen, den Chroniken und anderen gedruckten und handschriftlichen Quellen gesammelt und erläutert. Mit einer Sagenkarte des Elsasses von J. Ringel. St. Gallen. 1852, Scheitlin und Bollkoser.

Eine höchst interessante und mit großem Fleiß und Verständniß geordnete Sammlung. Wie in jedem deutschen Lande, so knüpft sich auch im Elsaß an jede Stadt, ja fast an jedes Dorf, irgend eine reizende Sage, der fast stets ein tieferer Sinn, oft auch eine wirkliche historische Wahrheit zu Grunde liegt. Ein so schönes, romantisches Land, wie der leider jetzt eine französische Provinz bildende Elsaß, hat natürlich auch eine große Menge von dergleichen Sagen, von denen sich viele über das Ganze der gewöhnlichen Ammenmärchen erheben. Manche von ihnen gehören nicht allein jenem Lande an, sondern sind allgemein

\*) Dieser Ansicht von der Sache können wir uns nicht ganz anschließen.

D. R.

deutsch. Die Sagen von den weißen Frauen, von den verzauberten Fräulein, von Entrückungen und hundertjährigem Schlafe gewisser Personen, von der Dame mit dem Totenkopfe findet man in allen deutschen Gauen. Nicht wenige von den Elsaßsagen stammen noch aus der Römerzeit oder sie sind keltischen Ursprungs. Am anziehendsten und eigenthümlichsten sind die zahlreichen Sagen, welche sich an den Straßburger Münster knüpfen, jenes herrliche, unerreichte Denkmal deutscher Religiosität und Kunst.

Dichter — dramatische wie lyrische — können aus diesen Buche reichen und äußerst anregenden Stoff zu Kunstwerken gewinnen, wie es auch dem Leser manche vergnügte Stunde gewähren wird.

**Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Großen.** Zweite wohlfeile Ausgabe. 2 Bände. Berlin, 1851. J. A. Herbig.

Die erste Ausgabe dieser Sammlung erschien bereits im Jahr 1797. Es ist dieses Buch keineswegs mit den vielen anderen dergleichen Werken über Preußens unvergeßlichen König zu verwechseln. Man findet darin nicht jene abgeschmackte Anekdotenjägererei, es giebt vielmehr ein getreues Bild des Privatlebens Friedrichs. Wer den Charakter des großen Mannes genau kennen lernen, wer den als Feldherrn und Herrscher so hochstehenden König niedergeworren will, der nehme dieses Buch zur Hand. Außerst anziehend ist die Schilderung von Friedrichs Persönlichkeit, seiner Lebensweise, seinem Umgang mit seinen Freunden und Waffendrüdern. Nur ein solcher Mann, der auch groß und echt königlich in kleinen Dingen dachte und handelte, vermochte es, sein Reich auf die Höhe zu stellen, die es noch gegenwärtig einnimmt, nur er war im Stande, sein Volk auch geistig zu heben und zu bilden. Des großen Friedrichs Einfluß wirkt noch heutigem Tages in Preußen nach, und nicht allein für dieses, sondern mittelbar auch für ganz Deutschland ist dieser König von der höchsten Bedeutung gewesen. Nicht nur jeder Preuße, sondern auch jeder Deutsche darf daher stolz auf ihn sein. Wie populär Friedrich der Große in allen deutschen Ländern ist, beweist, daß man allenthalben noch heutigem Tage von ihm erzählt und ihm eine Menge von witzigen Einfällen und Anekdoten zuschreibt. Vorliegendes Buch wird neben seinen anderweitigen Verdiensten auch dazu beitragen, das Wahre von dem vielen Falschen zu sichten, das man sich über Friedrich erzählt, es wird also in mehr als einer Hinsicht eine interessante und belehrende Lektüre abgeben. J. Gl.

## Aus Dresden.

Die Neujahrnacht eines unglücklichen Recensenten. Nebst einem Neujahrwunsch.

Ein armer Recensent stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer gelinden Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewig grünen Repertoire, und herab auf das stille, reine, weiße Papier der Berichterstattung, vor dem jetzt Niemand so freudlos und gedankenlos stand, als er. Denn das Grab der Musik, die Dresdner Oper stand nahe vor ihm, vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt. Sie brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit, als Irrthümer, Sünden gegen den guten Geschmack, französische und italienische Opern, ein verheertes Repertoire, ein verödetes Haus, ein gelangweiltes Publikum und — einen Krebs als Kapellmeister. Die schönen Jugendtage der deutschen Oper wandten sich heute als Gespenster um, und zeigten auf den holden Morgen hin, wo Gluck, Mozart und Weber die Oper auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatten, der rechts auf der Sonnenbahn der Musik in ein weites, glückliches Land voll Licht und Ernten und voll Harmonie bringt, und links in die Maulwurfsgänge der Italiener hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll hohler Phrasen, voll entsehllicher Cadenzen und voll schwüler Crescendi.

Ach, die Blechmusik dröhnte in seine Ohren und die Quintengänge schwirrten um sein Haupt, daß er nicht wußte, wo er war.

Tonlos und mit unaussprechlichem Grimme rief er zum Opernhaus hinüber: „o, käme Gluck wieder! Apollo, stelle die Oper auf den Scheideweg wieder, damit sie anders wähle —!“

Aber Gluck und Weber waren längst dahin. Er sah Freilicht in den Feuilletons herumtanzen und im Unsinn ersticken, und er sagte: „das sind die Recensenten unserer Tage!“ — Er sah, wie sie die Sterne aus dem Himmel rissen, einen goldenen Kranz daraus flochten und einer Trillerkönigin aufsetzten. „Das ist die Kritik“ sagte sein blutendes Herz. Und die Sterne wurden zu Ducaten und Freibilletts und flogen den Recensenten zu.

Die lodende Phantasie zeigte ihm die singende Nachtwandlerin auf dem Dache, und die Windmühle im Propheten hob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Opernhause zurückgebliebene Larve nahm allmählig die Züge vom ewigen Juden an.

Mitten in dem Kampfe tönte plötzlich eine Musik für das Neujahr aus der Kirche herüber, wie ferner Geisterfang. Er wurde sanft bewegt. — Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde und er dachte an alle großen Meister, deren Werke vergessen und verstümmelt waren; die Lehrer der Menschheit, die verlacht und unverstan-

den einherwandelten, und nun, glücklicher und besser als Alle, ihre ewigen Gedanken durch die Himmel ziehen hörten. „Auch wir konnten diese Töne hören in menschlicher Vollkommenheit, wenn wir gewollt hätten. — Ach, wir könnten glücklich sein, ihr theuren Meister, wenn wir eure Tönen gläubiger gelauscht, und eure Lehren erfüllt hätten. —“

Im fieberhaften Erinnern an diese schöne Zeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit den Zügen des ewigen Juden im leeren Opernhause auf; endlich wurde sie durch den Uberglauben, der in der Neujahrnacht Geister der Zukunft erblickt, zu Meyerbeer's Africanerin.

Er konnte nicht mehr hinschauen; — er verhüllte sein Auge; tausend fromme Wünsche strömten verstehend in die Elbe; — er seufzte nur noch leise und trostlos: „komm nur wieder, deutsche Oper, komm wieder! —“

— — Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrnacht so fürchterlich geträumt. Wagner stand lächelnd vor seiner Seele. Die Verirrungen deutscher Bühnen waren kein Traum gewesen, aber er wußte, daß Wagner gekommen war, um die Oper wieder zu erheben, und daß er auf seiner Sonnenbahn dahinschritt, die in's reiche Land der Ernten leitet. — — —

„Das ist literarischer Communismus und Blasphemie“ — rief ein Reminiscenzjäger, der hinzugetreten war, um glückliches Neujahr zu wünschen. Ich legte aber lachend meinen Jean Paul bei Seite und sagte: „Lieber Freund, das nennt man nur, seine Klassiker mit Tendenz verarbeiten. Ein Jeder hilft sich, wie er kann! —“

Das weiße Blatt der Berichterstattung lag noch immer unschuldig vor mir, und blickte mich wehmüthig an. Da nahm ich den Theaterzettel von der letzten Propheten-Explosion als Löschpapier und schrieb folgenden

### Dresdner Neujahrwunsch.

Das ist doch nur der alte Dreck,  
Werdet doch geschiedter!  
Tretet nicht immer denselben Fleck,  
So geht doch weiter!“

(Göthe.)

Weitergehen, das heißt bei Ihnen, meine Herren vor der Hand, das Versäumte nachholen. Es ist vielfach versäumt worden, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und ich beeile mich, was an mir ist, dieses Unrecht möglichst gut zu machen.

So wünschen wir denn, um von Oben anzufangen, dem Theater einen neuen Intendanten und der Kapelle einen neuen Kapellmeister. Wir wünschen den Herren Kammermusikern, daß sie nicht mehr darauf los streichen und blasen, als hätten die Sänger keine Lungen, sondern Blasebälge, und die Zuhörer keine Ohren, sondern Schalllöcher. Wir wünschen den Herren zwar weniger Kirchen-

dienst, aber mehr neue Opern, weniger schlechte Musik zum Spielen, aber mehr gute Musik zum Einstudiren, und nochmals, von ganzem Herzen, einen neuen Kapellmeister und — einen neuen Pauker dazu.

Der Oper wünschen wir ein neues Repertoire und bessere Aufführungen, die nicht als Lückenbüßer eingeschoben, sondern würdig vorbereitet werden. Dazu gehörte freilich, daß manches Opernmitglied abgedankt und viele Kräfte neu gewonnen würden, doch paßt das nicht in einen Neujahrswunsch, weil es die Laune verdiebt. Die Welt aber mag hören, daß das Dresdner Hoftheater im Jahre 1852 keine neue Oper brachte, sondern nur die alten neu, aber nicht besser, einstudirte! — der Tannhäuser, kann doch nicht für alle Sünden Ablass ertheilen und alle Fehler auf sich nehmen. Uebrigens ist Hr. Krebs an dieser Oper sehr unschuldig. Alle schlechte Musik aber, die er in diesem einen Jahre zusammengedrängt hat, komme über ihn und seine Kinder!

Dem Publikum wünschen wir von Herzen Abonnementsconcerte, diese terra incognita des Dresdner Musiklebens. Mögen bis dahin die Hühnerfürsten Beethoven ad libitum tractiren und die Krebse Schumann con amore ruiniren, wenns nur einmal ein Ende nimmt! der Deutsche hat

Geduld, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Der Himmel erleichtere die Gesangsvereine vom schweren Schritte alter Dratorien und lenke ihre Herzen den Lebenden zu, auf daß die Vereine nicht untergehen in großer Einseitigkeit.

Und möge das neue Jahr den Sinn der Recensenten lenken, damit sie keinen Unsinn mehr schreiben. Mögen sie bedenken, daß sie am jüngsten Tage für jedes unnütze Wort Rechenschaft abzulegen haben. Mag die „Freimüthige Sachsenzeitung“ sehen, wie sie mit dem Himmel fertig wird! Möchte der hölzerne Bankstol gehobelt und polirt werden und die Constitutionelle aufhören, mit italienischen Ohren deutsche Musik zu hören und den alten Kirchenzopf anzubeten. — Und du, großer Sincerus, höre auf, deine Gedanken in Bücher binden zu lassen, sondern streue sie lieber in obskuren Journalen aus und fahre fort, dich zu blamiren.

Und so wünschen wir dem alten Schlendrian eine ewige Ruhe und der Dresdner Musik eine fröhliche Auferstehung!

Zum neuen Jahre Glück und Heil,  
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!  
Auf groben Klotz ein grober Keil,  
Auf einen Schelmen anderthalbe!

(N. Ztschrft. f. M.)

## Feuilleton.

### Literatur.

Alexander Dumas erzählt bei Gelegenheit der Einleitung zu seinem „Isaac Lequedem,“ daß er seit Beginn seiner literarischen Laufbahn siebenhundert Bände Romane, Novellen und Skizzen und etwa fünfzig Theaterstücke geschrieben habe. Alleir?

Der Literaturwerth in Deutschland und England. In Paris hat eine Verlagshandlung das Verlagsrecht der Victor Hugoschen Schriften von einer andern an sich gebracht, und zwar für den Preis von zwei und achtzigtausend Franken. Wenn man sich erkundigen will, was der reiche Cotta für das Verlagsrecht der Götteschen Werke gegeben hat, so wird ein guter Patriot nicht umhin können, darüber ein wenig schamroth zu werden.  
(Jahreszeiten.)

Karl Mächler. Von dem ältesten Veteranen der deutschen Musenjünger geht uns soeben ein „Weihnachtslied für 1852“ zu, in welchem Karl Mächler aufs neue beweist, daß ihn der Genius noch nicht verlassen hat. Sein ehrwürdiger protestantischer Sinn, seine stolze Vaterlandsliebe spricht

aus den Zeilen dieses Liedes, und wenn es z. B. heißt:

Christus Lehre war Veröhnung,  
Lieb' und Segen sein Gebot,  
Doch — empörende Veröhnung!  
Man mit Bann und Folter droht,  
Scheiterhaufen sprühen Flammen,  
Um mit feicher Tyrannen  
Die zum Tode zu verdammen  
Die des Heilands Lehre treu,

so wird man von unwillkürlicher Bewunderung für den Mann ergriffen, der im hohen Alter noch so kräftig denkt und dichtet. Wir empfangen das Weihnachtslied leider zu spät, um es bei unserm beschränkten Raume noch abdrucken zu können. Doch hoffen wir, daß unsre Leser so viel Interesse an der Person eines langjährigen Mitarbeiters der „Abendzeitung“ haben, daß ihnen nachstehende Mittheilungen über die Mächlerschen Weihnachtslieder nicht unwillkommen sein werden.

Im Jahr 1808 erschien das erste Weihnachtslied des Dichters, componirt vom Kapellmeister Himmel. Es fand wegen seiner Gemüthlichkeit allgemeinen Beifall, und wird noch immer in ge-

gesellschaftlicher Verbindung, Freimaurerlogen und Privatgesellschaften gesungen. Es ist ohne Zuthun des anspruchslosen Dichters zu einem Volksliede geworden. Die günstige Aufnahme, welche dies Lied allgemein fand, veranlaßte den verstorbenen Buchhändler Spener, mit dem Dichter befreundet, denselben für die von ihm verlegte und redigirte Zeitung zum heiligen Abend des Weihnachtsfestes um ein Weihnachtslied zu bitten. Diesem Wunsch wurde entsprochen, und mehrere Jahre standen Weihnachtslieder von Karl Müchler in der Spenerschen Zeitung. Sie wurden so beifällig aufgenommen, daß nach mehreren Jahren vielfache öffentliche Aufforderungen an den Dichter ergingen: diese Weihnachtslieder gesammelt dem Druck zu übergeben. Dieser Aufforderung Folge leistend, gab er die Weihnachtslieder heraus, da sie indeß nur einige Bogen füllten, vermehrte er sie mit andern Gedichten, die unter dem Titel: Gedichte aus dem häuslichen Leben nebst Weihnachtsliedern erschienen sind,\*) in welchen man auch das erste Lied mit der Composition von Himmel findet. Nach dem Tode des Buchhändlers Spener fand er keine Veranlassung, unaufgefordert solche Lieder dem neuen Verleger und Redacteur der Spenerschen Zeitung zu liefern, hingegen hatte dieser von einem andern Dichter ein Weihnachtslied drucken lassen. Es mußte wohl wenig Anklang beim Publikum gefunden haben, denn es erschien seit diesem Versuch nie eins mehr.

Der verstorbene Verleger und Redacteur der Bosphischen Zeitung, der Justizcommissarius Lessing wandte sich nun an Karl Müchler und bat ihn um Weihnachtslieder. Er erhielt sie auch, bis es einem Mitarbeiter der Zeitung gefiel, in dem einen einige Strophen wegzulassen, ohne mit Müchler zuvor Rücksprache zu nehmen. Daß er von dieser Zeit an aufhörte, ein Weihnachtslied in die Zeitung zu liefern, mag man ihm nicht verdenken. Viele seiner Freunde wünschten aber, daß er damit fortfahren möchte, und er gab sie nun dem verstorbenen Buchhändler Gropius für die in seinem Verlage erscheinende „Zeitschrift für die Jugend.“

So lange diese Zeitschrift überhaupt existirte, stand jährlich ein Weihnachtslied von ihm in solcher. Von dieser Zeit an, um den vielfachen Wünschen seiner Freunde zu entsprechen, ließ er ein Weihnachtslied jährlich als Handschrift drucken und vertheilte es an diese, was auch jetzt noch geschieht. Wer die früheren Weihnachtslieder des Dichters mit den jetzigen vergleicht, der wird darin einen auffallenden Unterschied finden. Die Ereignisse d. r. ehteren Jahre haben auf das Gemüth des Dichters einen Einfluß gehabt, der

deutlich kund gibt, wie tief sein Herz dadurch verwundet worden.

Eine vollständige Sammlung seiner zerstreuten Weihnachtslieder dürfte willkommen sein, und es sei der Wunsch ausgesprochen, daß der greise Dichter seinem Vaterlande solche als Vermächtniß hinterlasse. F.

**Der weiße Slave.** Der erste vom großen Regiment — das heißt der Nachzügler von Dnkel-Toms Hütte. N. Hildreth ist der Verfasser dieser „Erzählung aus Virginien“ und Herr Ch. E. Kollmann hat sich beeilt, die deutschen Leihbibliothekare und ihr Publikum mit einer Uebersetzung zu beglücken.

**Die Maikönigin.** So hat Müller von Königswinter, wie er sich jetzt nennt, eine so eben bei Cotha erschienene „Dorfgeschichte in Versen“ betitelt. Der ansprechende Titel ist übrigens schon von Cronke zu einer Novelle benutzt worden, eben so heißt Karl Beck's „Janko“ „ein Roman in Versen.“

**Groß-Borne.** Idyllen-Novellen von Ernst Frize ist soeben als achter Band des Lesecirkels für höhere deutsche Belletristik bei J. U. Kern in Breslau erschienen. Wir geben vorläufig nur diese Anzeige und werden das Werk unseres geschätzten Mitarbeiters binnen kurzem ausführlich besprechen — vielleicht ein Bruchstück daraus mittheilen.

Adolf Böttger wird fortan aus dem Französischen und Spanischen übersetzen. Außer dem in Baumgärtner's Verlag erschienenen „Odysseus“ hat er bereits Racines „Phädra“ übertragen.

**Botanik für Frauen.** Bei dem ganz allgemeinen Interesse, welches gegenwärtig für die Naturwissenschaften erwacht, kann es nicht Wunder nehmen, wenn auch für Frauen naturwissenschaftliche Werke geschrieben werden. Eine gute Botanik fehlte bisher, bald wird diesem Mangel abgeholfen werden, indem der als naturwissenschaftlicher Schriftsteller auf's Vortheilhafteste bekannte Dr. A. B. Reichenbach in Leipzig an einem dergleichen Werke arbeitet. Wir wollen es all unsern schönen Leserinnen empfohlen haben.

**Zur Notiz für die Novellen-Zeitung.** Der Berichtstatter der „Novellen-Zeitung“ über „Groß-Borne“ von Ernst (nicht E.) Frize versichert alles Ernstes, daß die Idyll-Novelle aus einer weiblichen Feder geflossen sein müsse. Es ist nicht daran zu denken — der Verfasser aber, unser geschätzter Mitarbeiter, wird sich freuen, daß man sein feines Individualitätstalent durch diese Behauptung anerkannt hat.

\*) Berlin, 1827.

## Musik.

**Musikalische Literatur.** H. W. Riehl hat bei Gotta herausgegeben: „Musikalische Charakterköpfe, ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch.“ Wir werden auf dies Werk später zurückkommen.

**Ein weiterer Beitrag zur Würdigung Henriette Sontags.** Die fromme „Neue preussische Zeitung,“ der wir zutrauen, daß sie uns keine Enten aufstiche in einer Angelegenheit, welche der Politik fern liegt, erzählt Folgendes. In Boston hat Henriette Sontag zu einer Probe die gesammte Geistlichkeit einladen lassen. Die Hoch- und Ehrwürden sind denn auch wirklich erschienen und haben zugehört. Nach Beendigung des gratis Concertes erhob sich einer und hielt eine Rede, welche die Künstlerin, die nicht englisch spricht (beiläufig drücken wir unser Bedauern über diese Unkenntniß aus) nicht verstand. Doch — admirabile dictu! kniete sie vor dem Geistlichen nieder und bat um seinen Segen, den derselbe gerührt ertheilte. Wem nun nach solchem Possenspiele die Augen über Henriette Sontag nicht aufgehen, wer nun nicht einsieht, daß die gefeierte Sängerin in letzter Instanz eine schmutzige Speculantin ist, die sogar mit dem Pietismus coquettirt, um gute Geschäfte zu machen! Wenn einst Jenny Lind dasselbe thut, so ist dies nur eine Warnung für das Publikum, mit dem Spenden seines Beifalles etwas vorsichtiger zu sein und nicht die zu ermuntern, welche auf die Schwächen unsres deutschen Charakters, und solche sind doch die Hinneigung zu Frömmerei und zur Prüderie, speculiren.

Theodor Uhlig ist am 5. Januar plötzlich in Dresden gestorben. In ihm verliert die musikalische Kritik eine ihrer tüchtigsten Kräfte. —

Wie gewöhnlich! Seit einiger Zeit spielte in den Feuilltons eine Fürstin Marieta Piccolomini, welche in Rom Sängerin ist, eine große Rolle. Ein Bericht der Deutschen Allgemeinen Zeitung aus Rom erklärt, daß die fragliche Sängerin allerdings aus einem weit verzweigten adelichen Geschlecht stamme und einiges Talent besitze, im übrigen aber weder eine zweite Malibran sei, noch eine Fürstin. So haben sich die Zeitungen wieder einmal gründlich blamirt.

Plotow componirt abwärts eine Putzische Oper: „Rubezahl“ betitelt.

den Blättern nach hat der „africanische Roscius“ vielen Beifall gefunden.

Freitags Journalisten, über die neulich in den „Jahreszeiten“ ein ungünstiges Urtheil laut wurde, sind in Carlsruhe mit großem Beifall gegeben. Das Stück scheint ganz ansprechend zu sein — nur ist man berechtigt von dem geistvollen Verfasser nach langjährigem Schweigen etwas mehr zu fordern.

Prinz Lieschen hat auch in Cöln sehr angesprochen und ist auf Verlangen bereits mehrfach wiederholt worden. Dem von vielen Lesern geäußerten Wunsche entsprechend, werden wir nun auch den vierten Akt der ausgezeichneten Posse bringen.

Apels Nähkäthchen ist in Frankfurt am Main mit Beifall gegeben worden.

## © Leipziger Wochenchronik.

Am 10ten endlich haben wir als erste bedeutende Novität „Mathilde“ von Roderich Benedix. Der Verfasser hat als Lustspieldichter schon früher, namentlich aber in der letzten Zeit große Erfolge errungen, dies mag ihn verleitet haben, sich auch dem Schauspieler zuzuwenden, für das man ihm Talent durchaus nicht abstreiten darf — wenn nämlich genaue Kenntniß des Publikums wie der Bühne, und kräftiges Beherrschen der Scene und des Dialogs für solches gelten können. Dies hat Herr Roderich Benedix in seinem thränenreichen Stücke bewährt — sonst aber vermag dasselbe nichts aufzuweisen, was es bei der Kritik befürworten möchte, den Ruf seines Verfassers etwa ausgenommen. Mathilde, dies Ideal der Weiblichkeit ist ein ziemlich gut gezeichneter Charakter, dies läßt sich von Arnau, ihrem Gatten, und Tannenhof, ihrem Vater nicht sagen. Der Haß beider ist unbegreiflich. Gegeben wurde das Stück gut, Hr. Schäfer als Mathilde gefiel so sehr, daß wir schon am andern Tage Verse an sie erhielten, Herr Rudolph war lobend anzuerkennen.

Da in Bezug auf Frau von Marra-Boumer Publikum und Kritik gleichmäßig enthusiastisch sind und es schwer ist, Tauben zu predigen, übergeben wir dieselbe mit Stillschweigen.

## Theater.

Fra Aldridge gastirt in Berlin. Die Berichte unsres Correspondenten sind leider ausgeblieben —

## Miscellen.

Drollige Begebenheit. Während des Besuches, den die Königin Victoria von England dem

Könige Louis Philipp zu Eu machte, sollte von den Pariser Schauspielern, welche deshalb schleunigst hinbeordert wurden, daselbst eine Vorstellung gegeben werden.

Das propronirte Schauspiel kam aus manchen Gründen nicht zur Aufführung und wurde durch ein Concert ersetzt. Die Anordner der Festlichkeiten hatten sich's bequem gemacht, ohne zu ahnen, zu welchen komischen Verlegenheiten dieses Arrangement Veranlassung geben würde. Mehrere Sänger der komischen Oper hatten nämlich nur ihre Theaterkostüme mitgebracht, und waren vor dem Beginnen des Concertes in der größten Verlegenheit wegen der unerläßlichen schwarzen Anzüge, worin sich alle Mitwirkenden produciren mußten. Vor Allen<sup>e</sup> befand sich der beliebte Sänger Henri in einem an Verzweiflung gränzenden Zustande; wegen seiner Corpulenz war es für ihn schwerer, als für alle Uebrigen, einen passenden Anzug zu finden. Wie er sich einen Frack verschaffte, davon schweigt die Geschichte; aber die Inexpressibles, zu deutsch die schwarzen Beinkleider fehlten noch immer. Während Henri auf Entdeckung ausging und mit seinen gierigen Blicken alle umherwandelnden Pantalons zu verschlingen drohte, bemerkte er einen ziemlich corpulenten Bedienten, welcher sehr präsentable Beinkleider trug. Wie ein Raubthier auf seine Beute, so schoß der Sänger auf den glücklichen Schwarzbehoseten zu. „Um Gotteswillen! leihen Sie mir Ihre Hosen, mein Freund! Meine Ehre, mein guter Ruf hängt an Ihren Pantalons! Schlagen Sie mir's nicht ab; ich bitte, ich beschwöre Sie!“ Es lag ohne Zweifel etwas ächt Dramatisches in Henri's Schmerz, denn der Bediente fühlte sich so ergriffen, daß er seine Pantalons gegen die perlgrauen des Sängers provisorisch abtrat. Der Letztere war übergelüchlich; leider aber war das geborgte Toilettenstück so entsetzlich knapp, daß der Künstler dicke Tropfen schwitzte. In dem Concerte litt er fürchterliche Qualen, und dazu empfand er das tiefste Mitleid für seinen Collegen Mocker, der in einem entsetzlich engen Frack singen mußte, und sich daher vorzüglich in Momenten der Begeisterung, welche immer einige Bewegung der Arme zur Folge haben, schrecklich beengt fühlte. Diese Qualen erreichten jedoch mit dem Concerte ihr Ende. Henri sehnte sich nach seinen perlgrauen Pantalons. Nach langem Suchen findet er den Bedienten. „Tausend Dank, mein Bester!“ ruft er, krampfhaft seinen Arm fassend. „Ich will Ihre Güte nicht länger miß-

brauchen, nehmen Sie Ihre Beinkleider zurück.“ Der Bediente aber hatte zu dem Kleiderwechsel gerade keine Zeit, er mußte fort. Die Verzweiflung des Sängers läßt sich leichter denken, als beschreiben; er muß à tout prix sein tuchenes Gefängniß verlassen. Da aber der Anstand dies unter freiem Himmel nicht gestattete, so eilte er in das nächste Zelt und beschwor den Bedienten, ihn dort aufzusuchen. In dem Zelte überließ sich Henri so sehr dem Glücke der Behaglichkeit, daß er die Rückkehr des Bedienten ohne Ungeduld erwartete. Endlich hörte er Fußtritte, aber es war nicht der ersehnte Träger der perlgrauen Beinkleider, sondern — der in der Dämmerung unerkannte Bewohner des Zeltes. „Zurück!“ rief Henri, sich hinter einem Vorhang verkrichend. — „Zurück? warum das?“ fragte der Eintretende. — „Weil ich — im Negligée bin.“ — „Wer sind Sie denn?“ — „Ich bin Henri, der Opernsänger, aber in diesem Augenblicke ein unglücklicher Sansculotte. O, mein lieber Herr! würden Sie mir wohl den Gefallen thun, den Gewissenlosen, der mich in diese Verlegenheit versetzt hat, zu mir zu schicken?“ — „O! mit Vergnügen.“ erwiderte lächelnd der Angeredete, der kein Anderer war, als — der Herzog von Numale. Man denke sich den Schrecken des armen Henri, als er den Prinzen erkannte; er erschöpfte sich in Entschuldigungen; der Herzog von Numale aber, weit entfernt, dieses unbederufene Eindringen in sein Zelt übel zu nehmen, lachte herzlich über das Abenteuer, und ließ mit seiner gewohnten liebenswürdigen Herablassung den ersehnten Bedienten rufen.

**Etwas aus der Gesellschaft.** Bei dem letzten Gewandhausconcerte war wie gewöhnlich auf der Treppe großes Gedränge. Zwei Leipziger Gamins, welche am Fuße der Treppe standen, beobachteten dasselbe sehr aufmerksam, endlich sagte der eine: „dort schuppen se sich also ooch.“ — Es liegt eine tiefe psychologische Wahrheit in diesen Kraftworten, und wir wünschen, daß sich die Besucher des Gewandhausconcertes dieselbe zu Herzen nehmen mögen, um so mehr, als sie der „Noblesse“ angehören, die sich doch jedenfalls in keine Verbindung mit den Gamins des guten Pleißathen gebracht zu sehen wünscht.

**Die spanische Armee.** Die am besten angeführte Armee muß die spanische sein; sie zählt nicht weniger als achthundert Generale, so daß auf je 125 Offiziere und Soldaten ein General kommt.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.